

„Es ist nichts egal“

Gespräch mit Reinhard Kahl

Reinhard Kahl ist Journalist und Filmemacher. 2004 gründete er das „Archiv der Zukunft“ mit Dokumentationen über interessante und gelingende Schulen. Darin u.a. der Dokumentarfilm „Treibhäuser der Zukunft“. Für seine journalistische Arbeit erhielt er zahlreiche Auszeichnungen. 2007 Gründung des „Netzwerk Archiv der Zukunft“, das Schulen vernetzt und Veranstaltungen organisiert.
www.adz-netzwerk.de



Kurt Wilhelm: Sie arbeiten schon viele Jahre als Autor, als Journalist und als Filmemacher. Wie kommt es, dass Sie sich in dieser Arbeit so stark mit dem Thema Schule beschäftigt haben und beschäftigen?

Reinhard Kahl: Da gibt es zwei Antworten. Die eine Antwort ist meine persönliche Geschichte, dazu gleich mehr. Die zweite Antwort ist eine andere Geschichte, eine kleine Parabel. Die handelt von einem Tausendfüßler, der von einem anderen Käfer gefragt wird, wie er das schafft, mit tausend Füßen. Der Tausendfüßler bleibt stehen, denkt darüber nach – und kann nicht mehr weiterlaufen. Ich will damit sagen: es ist auch ein Geheimnis. Dieses Geheimnis kann man schon auch etwas aufklären, aber es bleibt doch immer noch etwas zu klären. Und dieses Ungeklärte bildet auch einen Vorrat an Energien. Denn in diesem Thema Bildung und Schule ist wie in dem DNA-Code der Biologie gewissermaßen ein DNA-Code der Kultur eingewickelt. Das heißt: alles Sprechen und Nachdenken über Bildung ist auch immer ein Selbstgespräch der Gesellschaft darüber, wer wir sind, wo wir herkommen und wo wir hinwollen. Das macht das Thema auch so spannend, weil eben alles drin ist! Nun zu meiner Geschichte: ich hatte das Glück, in der 68-er Aufbruchszeit erwachsen zu werden und das Denken zu lernen. Ich bin in Göttingen aufgewachsen und als Schüler dort zur Schule gegangen und da gab es auch eine Universität und Studenten. Und nach der Schule bin ich immer

in die Stehkaffees gegangen, wo die Studenten waren und da war ein ganz bestimmter Habitus! Diese Studentenbewegung steckte dann uns Schüler an und wir begannen, die Schule selbst zum Thema zu machen. Danach habe ich Erziehungswissenschaft, Soziologie und Philosophie studiert und während des Studiums schon journalistisch gearbeitet. Das ist das, was ich kann und es hat sich daraus immer wieder Neues entwickelt bis hin zur Gründung des Netzwerks „Archiv der Zukunft“.

KW: Nochmal zu der Sache mit dem Geheimnis. Beziehen Sie diese Antwort auf die Frage, warum für Sie persönlich das Thema Schule so wichtig ist?

RK: Ja, denn ich bin ja immer noch auf der Spur der Frage: Was ist einem Menschen da 13 Jahre lang in der Schule passiert? Ich hatte keine qualvolle Schulgeschichte. Aber diese Choreographie, wie man sich in der Schule bewegt oder nicht bewegt, wie man da nur als sitzendes Wesen gefragt ist, wie man diese Grundfigur auch unserer Kultur, nämlich die Belehrung, erlebt und Lernen herabgewürdigt wird zu einem Kopieren oder Nachäffen, wie also diese tolle Möglichkeit des Lernens reduziert wird auf diese schwache Tätigkeit des Kopierens – nicht einmal des Nachahmens, im Nachahmen ist ja noch mehr Eigenes drin, im Sinne von Frank Sinatras „I did it my way“ –, das ist eine dermaßen extreme Reduzierung! Was ist das denn eigentlich für eine Konstruktion, wenn man perfekt sein soll? Wenn Fehler geahndet werden und nicht interessant sind?

Was ist eigentlich los, wenn man in der Schule gerade nicht dem folgt, was sonst eigentlich gilt, nämlich dass Menschen im Laufe ihres Lebens alle immer verschiedener werden und dass das interessant ist? Wie kommt es eigentlich, dass unsere Gesellschaft versucht, diese reduzierte Grammatik des Denkens und Lebens in der Schule durchzusetzen? Und das alles ist so lange nicht genügend aufgeklärt, wie es nicht wirklich verändert ist. Denn solange es so ist, wie es ist, ist immer noch aufklärungsbedürftig, dass es so ist und dass man das mitmacht und dass viele Menschen das für ein Naturgesetz halten. Und das meine ich mit Geheimnis. Und an dieser Aufklärung zu arbeiten, ist sehr interessant.

KW: Sie haben sich also auf den Weg gemacht und geforscht und nach Schulen gesucht, in denen der Versuch gemacht wird, neue Wege zu beschreiten. In denen versucht wird, Schule in einer lebendigeren Weise zu entwickeln. Und Sie haben viele solche Schulen gefunden, die Sie dann in Ihren Filmen dokumentiert haben.

RK: Ja, Schulen, in denen vieles überzeugend ist. Ich könnte mir die Schulen zwar noch ganz anders vorstellen, aber auf dem Weg zu dieser Schule, die ich und andere sich ziemlich anders vorstellen, sind das Schulen, die schon heute eine ganze Reihe guter Elemente enthalten. Es nützt ja nichts, sich die beste aller Welten auszudenken, wenn es nur eine Phantasie bleibt. Ein Bild dazu, das mir sehr gefällt, ist von Hölderlin: die Schwalben, die vor dem Sommer kommen und mit denen sich der Sommer schon ankündigt. So werden Elemente einer anderen Schule schon heute spürbar und erkennbar. Die kann man aufsuchen und zeigen: „Das gibt es. Das geht!“ Wir kommen damit auch heraus aus einer gewissen Konjunktivhaltung: „Es müsste. Es sollte“. Von diesem, was sein sollte und was sein müsste, können wir schon heute ganz reale Kerne finden. Zum Beispiel gibt es einen wunderbaren Lehrer an der Bodenseeschule in Friedrichshafen, der wirklich wie ein Gastgeber da ist und nicht wie ein „Oberlehrer“-Lehrer. Da wird plötzlich erkennbar: Ja, so könnte es sein! Und es überrascht mich immer wieder, wie solch ein Beispiel dann viele Menschen berührt, auch Hartgesottene, wenn sie es zum Beispiel im Film sehen.

KW: Der Lehrer an der Bodenseeschule als ein Gastgeber. Heißt das, er lädt die Schüler sozusagen ein?

RK: Genau. Wenn wir weiter in diesem Bild bleiben, kann man die Schule als ein Gasthaus des Lernens sehen. Wie würden wir denn essen, wenn wir alle, zumal die Kinder, jeden Tag in Zwangsrestaurants

mit Aufesszwang gehen müssten? Weil man der Meinung ist, dass wir gar nicht wirklich essen wollten. Am Ende hätten alle Essstörungen und würden den Beweis dafür abgeben, dass man natürlich Zwangsrestaurants mit Aufesszwang braucht. Das ist ein riesiges Problem des Themas Schule. Ich bin eher davon überzeugt, dass man eigentlich nur freiwillig lernen kann. Das heißt: man muss auch die Möglichkeit haben, „Nein“ zu sagen. Dazu wieder eine Miniepisode in Art einer Schwalbe, die vor dem Sommer kommt: Die Montessori-Oberschule in Potsdam – das ist eine staatliche Schule – macht seit vier Jahren eine interessante Sache: die Schüler der siebtenen und achten Klassen gehen raus auf ein Grundstück am Schlänitzsee und kultivieren es. Sie sind eine Woche im Monat da draußen. Vor Ort sind auch ein Landwirt und ein Bootsbauer. Ich habe darüber einen Film gemacht und den Landwirt Matthias Peeters gefragt: „Was fällt Ihnen besonders auf an den Schülern?“. Und seine Antwort war: „Aufrichtiges Interesse“, und nach einer kurzen Pause: „Aufrichtiges Desinteresse“.

KW: Für bestimmte Dinge

RK: Ja, und das ist es! Man kann nicht für alles gleichzeitig – vierzehn Fächer in der zehnten Klasse – aufrichtiges, ehrliches oder wirkliches Interesse haben. Das geht einfach nicht. Wie hingegen würde eine Schule aussehen – um wieder in das Bild des Gasthauses zu gehen –, in der man sich seine Speisen auswählt? Und man könnte ja auch noch viel weiter gehen und sagen, eine Schule wäre nicht nur ein Gasthaus des Lernens, sondern sozusagen auch ein Küchenatelier. Da wird gekocht! Das Kochen als eine Übung im Unterscheiden und Kombinieren, ja Komponieren. Eine Übung darin, dass nichts egal ist! Also dass man beim guten Kochen nicht nur Kalorien zubereitet. Genauso wie man in einem guten Unterricht nicht einfach nur Informationen vermittelt, sondern – und das würde jetzt dem guten Geschmack und der Freude beim Kochen und Essen entsprechen – Wissen, Begeisterung ...

KW: ... Erkenntnisse ...

RK: ... Erkenntnisse, ja! Auch Kompetenz: „Ich kann etwas“. Und auch die Erfahrung, dass das alles nicht gratis ist. Dass man etwas, was man gut können will, auch üben muss ...

KW: ... erarbeiten muss ...

RK: ... ja. Während die heute übliche Art von Schule eine ziemlich bulimische Veranstaltung ist. Viel rein und unverdaut wieder raus. Das ist das, was in der üblichen Schule läuft und was so eine Art – wie soll man sagen – Normalverwahrlosung ist.

KW: Sie haben jetzt die Bodenseeschule und die Schule in Potsdam als Beispiele genannt. Sie haben darüber hinaus ja viele Schulen kennengelernt und in Ihren Filmen dargestellt, von denen Sie den Eindruck hatten: da sind schon einige Schwalben angekommen. Kann man denn an dem, was man an diesen Schwalben erlebt, schon eine Ahnung bekommen vom dem, was sie ankündigen, eine Ahnung vom Sommer, von dem, was noch in der Zukunft ist. Und Sie nennen ja auch Ihre Filme, ihre Dokumentationen „Archiv der Zukunft“. Das heißt: da kommt schon etwas aus der Zukunft, und Sie fangen an, das zu dokumentieren und zu beschreiben. Kann man also zu dem schon etwas sagen, was da aus der Zukunft kommt?

RK: Die Frage ist ja nicht, welche Zukunft da wie ein Wind oder wie eine Naturgewalt kommt, sondern die Frage ist, welche Zukunft wir eigentlich wollen. Was wollen wir? Und ich denke, die Schule sollte heute ein wirklicher „Lebensort“ sein für Kinder und Jugendliche. Die Schulen sollten Lebensorte werden. Und das geht schon mit den Räumen los! Die Räume sind eine wichtige Voraussetzung für das, was darin entsteht – oder eben nicht entsteht. Wir brauchen Räume, die einladend sind, mit einer guten Akustik, mit genügend Platz, da fängt es mit dem Gestaltungsraum doch an! Es ist doch völlig unmöglich, dass die Lehrer, die zum Beispiel alle mitbekommen, dass die Akustik schlecht ist, das so ertragen und mitmachen wie die Schafe. Eine Schule müsste doch ein selbstbewusster Ort sein, wo die Lehrer dafür sorgen, dass sich so etwas ändert. Die Schule müsste so souverän sein, dass sie ihre Probleme löst. So erfahren die Kinder und Jugendlichen, dass über Probleme Neues entsteht. Der kanadische Erziehungswissenschaftler und Change-Theoretiker Michael Fullan schreibt: „problems are our friends“. Das heißt: Daraus machen wir etwas! Die Probleme sind nicht unsere Gegner, sondern unsere Möglichkeiten. Wenn wir zum Beispiel das Problem Akustik erkennen, dann erkennen wir die Chance dafür, mit einer guten Akustik einen Lebens- und Arbeitsraum zu schaffen. Doch was machen Kinder für eine Erfahrung von Erwachsenen und von der Welt, wenn Erwachsene dieses nicht tun, wenn sie nicht aus dem Problem der Akustik eine Lösung machen, sondern wenn sie sagen: „Da kann man nichts machen“, oder: „Die Schulbehörde hat Schuld“, wenn sie sich also in der Haltung eines Untermieters in der Welt verhalten, und nicht als souveräne Handelnde?

KW: Ich habe ja vorhin gefragt: Was kommt da aus der Zukunft? Und Sie haben geantwortet: In der Zukunft wird das sein, was wir wollen. Sie gehen also von der Gegenwart aus und in dieser Gegenwart gibt es eben auch viele Dinge, die nicht in Ordnung

sind, viele Probleme, und die müssen bearbeitet werden, die wollen angepackt werden, die wollen ergriffen werden, gestaltet werden. Also kann man doch sagen, dass das vielleicht sogar schon etwas Zukünftiges ist, dieses „Es-in-die-Hand-nehmen“ ...

RK: ... genau ...

KW: ... und sich verantwortlich fühlen dafür und es gestalten ...

RK: ... und auch die Gegenwart zu der wichtigsten Zeitform zu machen in unserem Leben. So dass eine wache Gegenwart genau der Zustand ist, in dem Zukunft entsteht. Es gibt einen schönen Satz von dem Philosophen Schopenhauer: „Alle reden sie von der Zukunft und versäumen damit das Seyn und die Zukunft macht bankrott“. Unsere Projektionen auf die Zukunft zerstören Zukunft. Zukunft entsteht in der Gegenwart. Gegenwart ist ein erfüllendes Gefühl, das wir alle kennen, wenn man ganz da ist und nicht mit den Gedanken woanders ist, wenn man nicht flüchtig ist, wenn etwas passiert, wenn man die Dinge auch lässt und dann ergreift und etwas daraus macht. Das müsste die Schule sein. Ein Ort ganz starker, aufgeladener Gegenwart. Und nicht ein Ort, an dem man sagt: „Das, was wir jetzt machen, das ist jetzt gar nichts wert, aber das braucht man irgendwie. Und nach ein paar Jahren hat man's hinter sich.“ Ich finde, das ist die Hauptkrankheit der Schule, dass die Dinge zum Mittel für etwas gemacht werden. Also nicht das Schreiben ist interessant, sondern ich schreibe, damit ich irgendwann mal bap bap bap, nicht die Mathematik ist auch ästhetisch interessant und spannend, sondern die brauche ich für Physik, und die Physik brauche ich für ... ja wofür eigentlich? Das sind dauernde Verweissysteme, die die Dinge zum Mittel machen. Aber die Dinge zum Mittel zu machen, heißt ja auch, sie herabzusetzen. Das ist eine Schule des Überlebens, des irgendwie Durchkommens – und so redet man ja auch darüber, dass man eben irgendwie durchkommen muss, möglichst mit Abitur. Die Schule darf kein Ort des Überlebens sein, sondern sie sollte ein Lebensort sein. Und als Lebensort brauchen wir sie auch als Kontrapunktmusik zu einer Wirtschaft, die so, wie sie heute läuft, auch überwiegend die Dinge zum Mittel macht, inklusive der Menschen, die in ihr arbeiten. Die Schule müsste eben ein Ort sein, an dem wir an der Zukunft arbeiten, die wir wollen. Was wollen wir? Wollen wir Menschen, die funktionieren? Oder wollen wir Menschen, die etwas wollen?

KW: Ich fasse einmal zusammen: die Schule ist also ein Ort, an dem man lernt, Probleme zu lösen, und

zwar, weil man es will. Also nicht, weil man es muss, sondern weil man es will. Und die Schule sollte es ermöglichen, dass man diesen Willen entwickeln kann.

RK: Ein Wille entwickelt sich auch an einer gewissen Widerständigkeit der Welt. Wenn man zum Beispiel ein Theaterstück entwickelt, dann klappt das ja alles nicht sofort. Und an dieser Widerständigkeit richtet man sich auch durchaus auf.

KW: Sie schauen also nicht nur auf die Fähigkeit, also darauf, dass man etwas schon kann, sondern Sie schauen auch auf den Zustand, wo die Fähigkeit noch gar nicht da ist, wo erstmal die Unfähigkeit da ist.

RK: Die Fähigkeiten kommen aus der Unfähigkeit!

KW: Aus der Unfähigkeit können sich die Fähigkeiten entwickeln. Wir Menschen haben also die Fähigkeit, aus der Unfähigkeit Fähigkeiten zu entwickeln! Das ist ja ein interessantes Phänomen.

RK: So ist es. Und das unterscheidet uns von den anderen Tieren. Genau das! Dass wir eben nicht mit einer gut organisierten Instinktausstattung auf die Welt kommen – zum Beispiel das Vögelchen, das wird noch ein bisschen gefüttert und dann kann es fliegen und fliegt los –, sondern wir Menschen sind erstmal unfähig. Zum Beispiel der aufrechte Gang. Der entsteht dadurch, dass Kinder fallen. Sie versuchen sich aufzurichten, sich an etwas hochzuziehen, und fallen. Sie versuchen vielleicht schon so etwas wie einen Schritt, und fallen. Und unser Gehen, unser Laufen bleibt unser Leben lang dieses aufgefangene Fallen. Schritt für Schritt bringen wir uns in die Instabilität und fangen uns auf, bringen uns wieder in die Instabilität, fangen uns auf und so geht es weiter. Wenn wir unser Gehen so lernen würden wie heute in der Schule gelernt wird: im Sitzen, erstmal die Theorie (Lachen), und dann die Ausnahmen und Probleme und eben die große Gefahr, zu fallen: kein Mensch könnte laufen!

KW: Lernen ist also ein Vorgang von der Unfähigkeit zur Fähigkeit und die Unfähigkeit ist genauso wichtig wie die Fähigkeit in diesem Vorgang des Lernens. Ich habe den Eindruck, dass diese Fähigkeit des Lernens, diese Fähigkeit, aus der Unfähigkeit Fähigkeiten zu entwickeln, eine hohe Qualität ist, die wir in der Zukunft entwickeln müssen.

RK: Diese Fähigkeit müssen wir nicht entwickeln. Wir haben sie! In unserem Leben. In der Schule ist sie weitgehend ausgespart. Aber zum Glück lässt sie sich ja gar nicht völlig aussparen.

KW: Wie könnte man das Schulwesen gestalten, damit diese Qualität von Lernen in den Schulen stattfinden kann?

RK: Das ist die Aufgabe der Erwachsenen, dass sie erstmal begreifen, was Lernen ist. Ich glaube, viele Lehrer haben keinen Begriff davon, was Lernen ist. Für sie ist Lernen sozusagen die passive Seite von Belehrt-werden. Es wird auch häufig davon gesprochen, dass in der Schule etwas vermittelt wird. Ja ich finde: es müsste da sein! Wenn zum Beispiel die Musik in der Schule klappen soll, auch mit Instrumenten zu lernen und so weiter, dann müsste doch zuerst die Musik da sein und nicht der Musikunterricht. Zum Beispiel: man kommt morgens hin und da sind zwei drei Leute, die etwas spielen in unterschiedlicher Weise. Am Ende des Flurs steht das Saxophon und am anderen Ende das Cello und am dritten Ort ganz woanders steht ein Schlagzeug und die führen ein Gespräch miteinander. Oder da könnten drei Leute sein, die wunderbar Mozart spielen. Wenn Musik da ist, wenn Musik erfahren wird, dann kann der nächste Schritt sein, dass man das können will und lernen will. Die Schule muss eine Einladung in die Welt sein, eine wirkliche Einladung, und sie muss da sein, ja so ein bisschen wie ein Museum, Museum jetzt nicht im musealen Sinn, sondern wie eine Ausstellung. Unsere Schulen müssten so etwas werden wie früher die Kathedralen ...

KW: ... Kunstwerke ...

RK: ... ja, auch Kunstwerke! Ja. Die Schule sollte ein Kunstwerk sein. In jeder Hinsicht.

KW: Wie ist das mit den Lehrplänen und Prüfungsordnungen? Das sind ja viele Vorschriften, die den Schulen und den Lehrern vorgegeben sind. Widerspricht das dem, was Sie gefordert haben: „etwas machen, weil man es will“?

RK: Wenn die Schüler und die Lehrer mehr Gelegenheiten hätten, das zu machen, was sie wirklich wollen, dann wären sie alle in ihren Leistungen um ein Vielfaches besser, als sie jetzt sind. Der Weg zu dem, was wir hinsichtlich Abitur, Studium, Lebenstüchtigwerden und so weiter erwarten, das ergibt sich daraus, dass man sein Ding findet und dass man da Energie hineingibt und daraus auch wieder Energie bezieht.

KW: Glauben Sie, dass man auch neue Formen von Prüfung entwickeln kann?

RK: Ja natürlich. Die entscheidende Prüfung ist doch immer das Produkt. Wenn ich zum Beispiel einen Film mache, dann sind die Leute, die ihn

ansehen, die Prüfung. Und wenn ich genügend Menschen erreiche, die den Film gut oder nützlich finden, dann ist die Prüfung bestanden. Und wenn ich keine finde, dann muss man auch nicht durchgefallen sein; vielleicht hat man nur das Pech gehabt, dass die Sache nicht erkannt wurde. Es kann eben auch so sein, dass jemand wie van Gogh mit den Prüfungsarbeiten, die er abgegeben hat, zu Lebzeiten nicht positiv befunden wurde, sondern erst danach.

KW: Und wie könnten Sie sich die Schulabschlüsse vorstellen?

RK: Die heutige Art der Abschlussprüfung und die Art, wie man daran glaubt, halte ich für einen Bluff. Mit Bluff meine ich, dass es darauf ankommt, dass man am Prüfungstag dies und das kann und dass es ziemlich egal ist, ob man es zwei Tage später auch noch kann. Eine wirkliche Prüfung hingegen – im ursprünglichen, fast sokratischen Sinne – ist der Versuch, herauszubekommen, was etwas wirklich ist. So halte ich es für sinnvoll, zum Beispiel am Ende einer Schulzeit zu fragen: „Was kannst Du wirklich gut?“ und das auch mit einem Aufwand herausbekommen zu wollen, mit Aufwand und einer gewissen Liebe, oder mit Respekt wenigstens. Daneben, würde ich sagen, gibt es einige Dinge, die sollten wir alle können, zum Beispiel Lesen, zum Beispiel die Grundrechenarten, zum Beispiel ein schlussfolgerndes Denken und ein ästhetisches Denken. Ich würde mir also die Prüfungen doppelt vorstellen: Einmal dieses „Wer bist Du, was kannst Du?“. Und zum anderen, da geht es um die Verabredungen, die für alle gelten, die Verabredungen darüber, was man können sollte und was man erreichen sollte, aber das sind eigentlich ganz grundlegende Dinge, wie zum Beispiel: man sollte einigermaßen Englisch sprechen können. Worauf es mir in der Schule vor allem ankommt, ist: sie muss für die Lehrer und Schüler ein Freiheitsraum sein. Freiheitsraum heißt, dass ich aus meinen Unfähigkeiten Fähigkeiten machen kann. Freiheitsraum heißt, dass es auf uns ankommt und auf das, was wir machen. Es ist eben nichts egal! Ich finde, die Parole „Es ist nichts egal“ ist eine Freiheitsparole. (Lachen) Freiheit heißt: „Es kommt auf Dich an!“ Es kommt auch auf Genauigkeit an. Nochmal zu dem Bild des Küchenateliers vom Beginn unseres Gesprächs: beim Kochen kommt es auf alles an. Ein bisschen mehr Salz oder ein bisschen weniger ist nicht egal. Oder wenn ich Bratkartoffeln mache, dann ist es ein Unterschied, ob ich sie bei voller Hitze verbrenne oder sie bei zu wenig Hitze nicht kross werden. Nichts ist egal. Das ist auch eine Freiheitsschulung, würde ich sagen. Und insofern ist dieses immer noch herrschende „Es ist egal“ gleichbedeutend mit: „Man kann ja doch

nichts machen“. Das ist eine Abstumpfung. Also man muss mit Freude und auch Leiden erfahren können, was es heißt, zu entscheiden. Das ist so schön in der Sprache, wie in der Leidenschaft das Leid drinsteckt. Es geht also nicht um Spass. Aber vielleicht um Freude! Und all das könnte in der Schule drin sein. Und das macht die ganze Sache so interessant.

